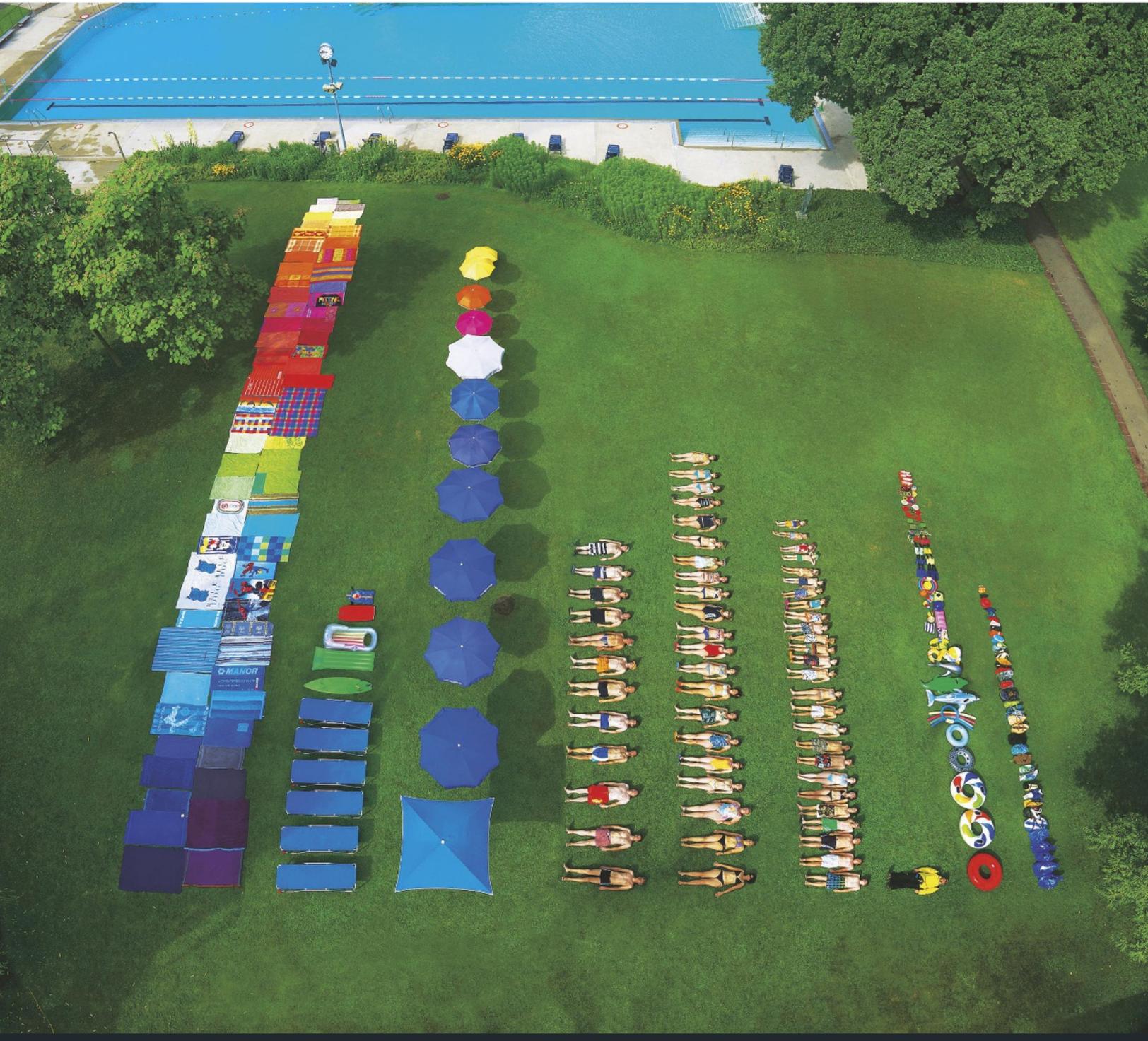


 GESELLSCHAFT

GEORDNETE VERHÄLTNISSSE

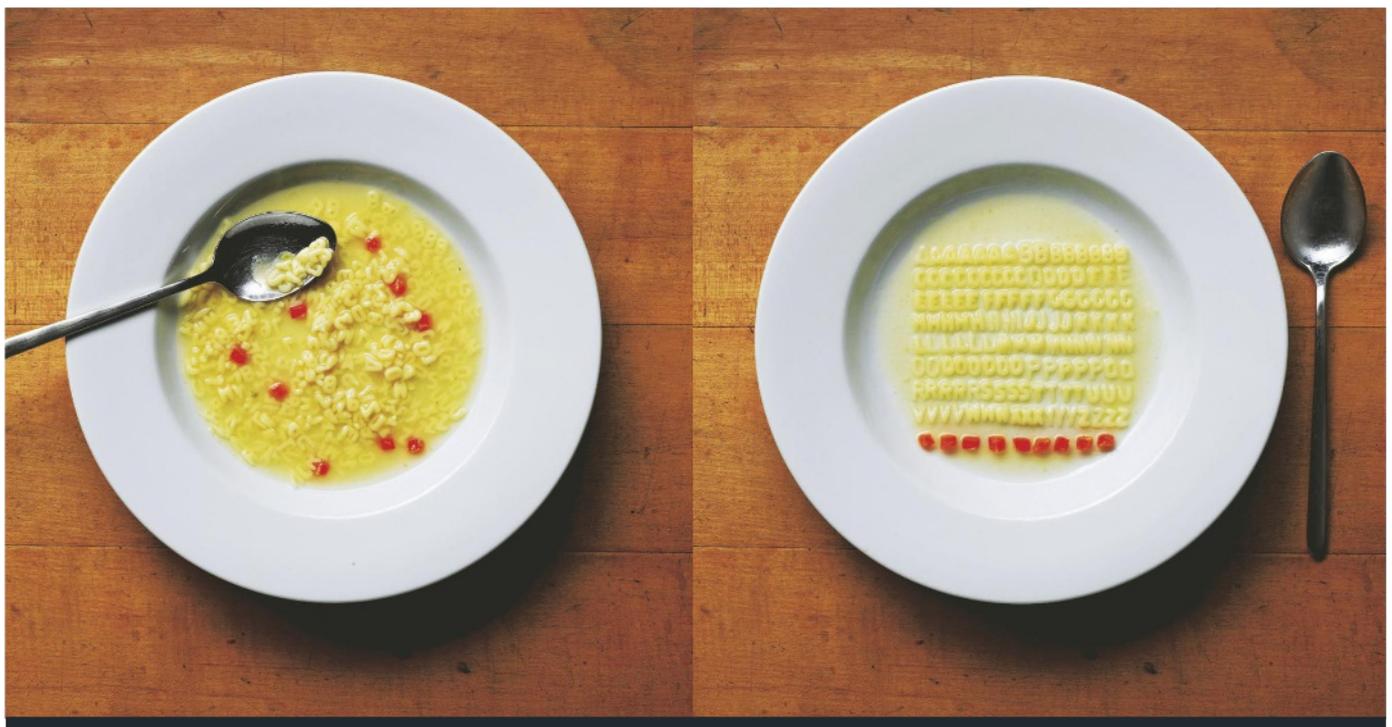
Von Kerstin Herrnkind; Fotos: Ursus Wehrli/Kein&Aber AG

Wer Ordnung hält, ist beliebter,



Der Schweizer
Künstler Ursus
Wehrli räumt auf
den folgenden
Seiten auf, hier in
der „Badi Allen-
moos“, einem
Freibad in Zürich

erfolgreicher, glücklicher. Zeit, mit ein paar Mythen aufzuräumen



AUFRÄUMEN FÜR EINE BESSERE WELT?

Von Hand sortierte Buchstabsuppe – am Geschmack ändert sich immerhin nichts

Gerümpel schlägt auf die Psyche“, sagt Petra Todt streng. „Es macht traurig, nervös, nagt am Selbstbewusstsein, nährt die Angst, die Kontrolle zu verlieren.“ Einen Moment lang ist es still im Klassenraum der Volkshochschule Halstenbek in Schleswig-Holstein. „Aber“, fügt die 62-jährige Aufräumberaterin hinzu: „Gerümpel liegt im Auge des Betrachters. Wer sein Gerümpel nicht als solches empfindet, leidet auch nicht.“ Man meint ein Aufatmen zu hören.

Krieg, Inflation und Pandemie – in unsicheren Zeiten will der Mensch es wenigstens zu Hause ordentlich haben. Ordnung helfe den Menschen, die „Unberechenbarkeit seiner Umwelt“ zu beherrschen, schrieb der französische Anthropologe André Leroi-Gourhan. Vielleicht haben Ordnungshelfer deshalb Konjunktur. Überall machen sich „Aufräumcoaches“ selbstständig. „Akademien“ bieten Ausbildungskurse an, die nur ein paar Tage dauern, aber schon mal über Tausend Euro kosten können. Das „Zertifikat“, das man am Schluss bekommt, soll darüber hinwegtäuschen, dass Aufräumcoach, anders als Gebäudereiniger, kein anerkannter Beruf ist. Trotzdem kassieren schnell geschulte Aufräumhelfer für ihre Onlinekurse mitunter bis zu 500 Euro. Günstiger sind die Volkshochschulen: „Weniger Zeug, mehr Leben“ bietet die VHS Braunschweig für 39 Euro, „Einmal aufräumen und nie wieder“ kostet bei der VHS Havelland 31,33 Euro.

Viele Aufräumcoaches plappern ungeübt Marie Kondo nach. Die 38-jährige Ja-

panerin hat die Ordnungsliebe zum Lifestyle erhoben, das „Time“-Magazin zählte sie 2015 zu den 100 einflussreichsten Frauen der Welt. Millionen sehen ihr auf Netflix beim Entrümpeln zu. „Glauben Sie mir, Aufräumen ist extrem simpel. Man wirft Gegenstände weg und bestimmt für alles, was übrig bleibt, einen festen Aufbewahrungsort. Behalten Sie nur, was glücklich macht“, schreibt Kondo in ihrem Buch „Alles in Ordnung“, das in 40 Sprachen übersetzt worden ist. „Wenn Sie alles aufgeräumt haben, wird sich Ihr Leben dramatisch verändern.“ Zwischen den Zeilen liest man die Warnung: Unordnung bringt Unglück. Wer nicht aufräumt, ist ein Loser, hat sein Leben nicht im Griff. Unter allen elterlichen Forderungen, die vielen von uns noch heute in den Ohren klingeln, ist „Räum endlich auf!“ sicher diejenige mit dem höchsten Potenzial für die Erzeugung eines schlechten Gewissens. Es soll ja Mütter geben, die beim Aufräumen des Teenager-Zimmers schimmelnde Pizzareste oder modriges Schwimmzeug finden. Und da liegt es begraben, das böse Ressentiment gegen alle Unordnung: Sie befördere Schmutz und Schmodder, Viren und Bakterien hätten überall leichtes Spiel, wo Chaos herrscht. Schon klar: Hygiene ist

wichtig, das hat die Menschheit leidvoll gelernt durch Kindbettfieber, Cholera, Corona. Aber wenn nichts schimmelt und riecht: Wie wichtig ist allein die aufgeräumte Wohnung? Sind ordentliche Zeitgenossen bessere Menschen? Woher kommt die Sehnsucht nach Ordnung, und schließlich: Macht sie wirklich glücklich?

In ihrem Crashkurs stellt Petra Todt jetzt sechs Plastikkörbe vor sich auf den Tisch und klebt Schilder in Klarsichtfolie an jeden einzelnen: „Bearbeiten“, „Reparieren“, „Neuer Ort“, „Verwerten“, „Behalten“ und „Unklar“. Das Prinzip ist einfach: Schrank oder Regal ausräumen, auswischen und die Sachen in einen der Körbe sortieren. Wenn Todt für einen Stundenlohn von 40 Euro das Zuhause ihrer Kundinnen aufräumt (die meisten sind Frauen, alleinstehend, zwischen 40 und 50), gibt sie ihnen drei Sekunden Zeit, um zu entscheiden, in welchen Korb ein Gegenstand gehört. Weg kann alles, was nicht mehr gebraucht wird, kaputt ist oder negative Gefühle erzeugt. Bleiben darf, wovon man irgendwie nicht lassen mag, es muss nicht mal glücklich machen, so hoch hängt Petra Todt die Latte nicht. Und man darf auch Geschenke wegschmeißen. „Es ist die Geste, die zählt“, sagt Todt.

Die Aufräumberaterin hält verschiedene Gegenstände hoch. Und stellt alte Gewissheiten auf den Prüfstand: Ersatzknöpfe, abgetrennt von neuen Kleidern und in einer Dose gesammelt, sind doch unentbehrlich. Oder? „Haben Sie schon mal einen Knopf davon angenäht?“ Kopfschütteln. „Ich auch nicht“, sagt Todt. In den Köpfen der Seminarteilnehmerinnen wächst die Liste von unnützen Dingen, die endlich weggeschmissen werden sollen: die Dose mit den Knöpfen, gesammelt über Jahre – weg. Die geblühte Sammeltasse, hübsch, alt, vermutlich sogar wertvoll, aber behaftet mit negativen Erinnerungen – weg. Die CDs, es sind mehrere Hundert, werden verschenkt. „Wenn es Ihnen schwerfällt, sich zu trennen, reduzieren Sie die CDs doch erst mal auf die Hälfte“, schlägt Todt vor. „Und verzeihen Sie sich die Fehlkäufe. Dass ein Teil teuer war, ist kein Argument, es zu behalten, wenn es nicht getragen wird.“ Eigentlich weiß man das ja alles, aber es bekommt mehr Gewicht, wenn es einem voller Überzeugung erklärt wird. Zum Schluss gibt Todt noch einen Tipp: „Jeden Tag eine Viertelstunde, vielleicht vor dem Schlafen, durch die Wohnung gehen und alles, was im Weg liegt oder steht, wegräumen.“

Petra Todt hat Ordnung früh gelernt. Ihr Vater machte Karriere als Ingenieur, die Familie zog oft um. Und vor jedem Umzug musste auch das Kind ausmisten. Nach Abi und Ausbildung organisierte Todt Arbeitsabläufe in einem Kaufhaus. Als sie vor ein paar Jahren das Büro einer Freundin aufräumte, fand sie ihre neue Berufung.

Bei aller Ordnungsliebe verdammt Todt Unordnung aber nicht: „Viele Menschen

werden auf ihre Unordnung reduziert, obwohl sie viele andere wertvolle Eigenschaften haben.“ Außerdem gebe es Menschen, die Unordnung geradezu brauchen. Kreative zum Beispiel. Sie hält auch nichts davon, Kinder beim Spielen zur Ordnung anzuhalten. Also erst ein neues Spielzeug aus der Kiste zu holen, wenn das alte weggeräumt ist. „Das stört die Kreativität.“ Und Todt würde es nicht wagen, einfach so in eine Messie-Wohnung zu gehen. „Erst wenn die Leute eine Therapie gemacht haben. Es hat ja einen Grund, warum sie einen Schutzwall aus Unordnung um sich aufbauen.“

So wie Homer und Langley Collyer, die wohl berühmtesten Messies der Welt. Die Brüder wohnten in einer Villa in Harlem, damals noch ein gutbürgerliches New Yorker Viertel. Homer, Jahrgang 1881, war Jurist. Sein vier Jahre jüngerer Bruder Langley Ingenieur und Pianist. Die Brüder waren unverheiratet und kinderlos, und als Homer 1934 erblindete, gab sein Bruder seinen Job auf und versuchte, Homer mit einer eigenwilligen Therapie zu heilen: 100 Orangen sollte sein Bruder pro Woche essen. Das Vitamin C sollte ihm sein Augenlicht zurückgeben. Für den Tag, an dem Homer wieder sehen würde, hob Langley alle Tageszeitungen auf. Sie stapelten sich bald bis unter die Decke, bildeten Gänge durch das vierstöckige Haus.

Am 21. März 1947 ging bei der Polizei ein Anruf ein. Erbärmlicher Gestank drang aus dem Haus. Gerümpel versperrte der Polizei den Weg. Kinderwagen, Waffen, die Karosserie eines Autos, rostige Fahrräder, Klaviere, Kartons, Schrott. Zwei Stunden

dauerte es, bis die Polizei Homers Leiche fand. Er war verhungert und verdurstet. Sein Bruder Langley war verschwunden.

Dass es so weit mit der Unordnung nicht kommen darf, ist gesellschaftlicher Konsens. Ordnung ist fester Bestandteil der Erziehung. Im Teenageralter sorgt das Thema zuverlässig für Krach. Bei Erwachsenen ist ein ordentlicher Eindruck wichtig für soziale Akzeptanz. Kaum ein Protokoll einer Hausdurchsuchung, in dem die Polizei nicht vermerkt, in welchem Zustand die Wohnung war. Zwischen den Zeilen steht der Verdacht: Wer nicht aufräumt, hat vermutlich keine „weiße Weste“, kein „reines Gewissen“, womöglich hat er gar „Dreck am Stecken“.

Eine Studie des niederländischen Sozialpsychologen Diederik Stapel schien das zu bestätigen: In unordentlicher Umgebung neigten Menschen zu Vorurteilen und Rassismus, behauptete er 2011. Nicht nur das renommierte Wissenschaftsmagazin „Science“ berichtete. Die Meldung ging um die Welt. „Where there’s rubbish there’s racism“, titelte „The Sydney Morning Herald“. Aufräumen für eine gerechtere Welt, so einfach sollte das sein? Kurz darauf flog auf, dass Stapel diese und vermutlich mehr als 50 weitere „Studien“ gefälscht hatte.

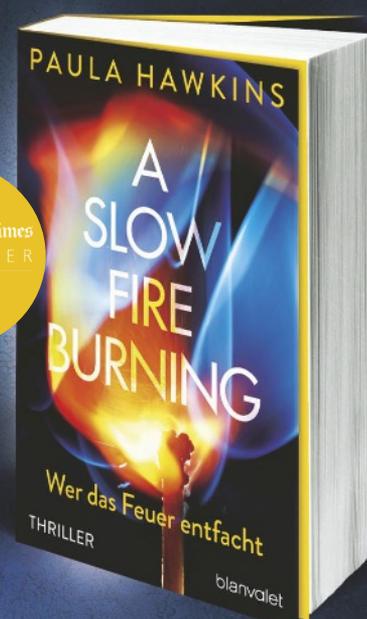
Menschen seien in einer ordentlichen Wohnung glücklicher, behauptete der amerikanische Psychologieprofessor Joseph Ferrari. Allerdings hatte er nur Menschen befragt, die ihr Chaos daheim nicht mehr aushielten. Die Soziologen George Kelling und James Wilson wiederum behaupteten, dass ein zerbrochenes Fenster sofort ersetzt werden müsse, weil Verwahrlosung zu mehr Kriminalität führe. Ihre ▶

DU WILLST RACHE!

Wie weit würdest du gehen?

The New York Times
BESTSELLER

Nr. 1





JEDER HAT SEINE EIGENE FORM DER ORDNUNG

Leider verliert ein derart „aufgeräumter“ Tannenzweig jegliche Feierlichkeit

„Broken-Windows-Theorie“ gilt bis heute nicht als belegt.

Die Wissenschaft hat also auf die Frage, wie wichtig Ordnung ist, noch keine belastbare Antwort gefunden.

„Ordnung ist etwas, was man dringend braucht, um Orientierung zu haben, und das wird im Alltag auch so empfunden“, sagt aber die Kulturwissenschaftlerin Stefanie Mallon, die ein Buch zum Thema geschrieben hat („Das Ordnen der Dinge“). „Wer ordentlich ist, zeigt, dass er gesellschaftliche Regeln verstanden hat und sie befolgt. Ordnung ist deshalb auch ein Mittel der Disziplinierung“, sagt Mallon – vor allem für Frauen, die von klein auf lernten, dass sie für die Ordnung zuständig seien. Tatsächlich belegen Studien, dass Frauen täglich deutlich mehr feudeln, wischen und räumen als Männer, und zwar selbst wenn sie in Vollzeit arbeiten.

Mit Ordnung könne man andere außerdem stark manipulieren, sagt Mallon. „Die Menschen wollen zeigen, hier ist alles aufgeräumt und in Ordnung. Aber das muss natürlich nicht stimmen.“ Die Wissenschaftlerin hat dafür den schönen Begriff der „Fassadenordnung“ gefunden.

Gruseligstes Beispiel dafür ist das Jahrhundert-Verbrechen von Josef Fritzl. Der ordentliche Österreicher überzeugte die Behörden, dass seine Tochter Elisabeth, die angeblich mit einer Sekte durchgebrannt war, ihm heimlich drei ihrer Neugeborenen vor die Haustür gelegt habe. Fritzl bekam das Sorgerecht. Niemand ahnte, dass er seine Tochter in einem Bunker unter seinem aufgeräumten Haus 24 Jah-

re gefangen hielt, sie vergewaltigte und sieben Kinder mit ihr gezeugt hatte, darunter die drei Säuglinge. 2008 flog Fritzl auf, wurde zu lebenslanger Haft verurteilt.

Ordnung als Erkennungszeichen vermeintlich achtbarer Bürger hat eine lange Tradition. Bis Mitte des 18. Jahrhunderts war „Reinlichkeit“ eine christliche Tugend, erklärt der Historiker Manuel Frey in seiner Doktorarbeit „Der reinliche Bürger“. Allerdings bildete sich langsam ein neuer Begriff, die „Reinlichkeit“, der mehr und mehr für weltliche Werte stand, für „Arbeit, Fleiß, den Willen zur Ordnung, Gesundheit und Schönheit“. Wer zum Bürgertum gehören wollte, musste sich waschen und das Haus sauber halten. In der Pädagogik war „Zucht und Ordnung“ ein Mittel, um die Jugendlichen und Frauen zu disziplinieren. Der französische Philosoph Michel Foucault sah in Ordnung vor allem ein Instrument von Macht und Unterdrückung.

Historiker Frey – inzwischen Direktor der Kulturstiftung in Sachsen – sagt: „Ordnung macht den Kopf frei für anderes, weil ich nicht jeden Tag meinen Autoschlüssel oder das Handy suchen muss. Unordentliche Menschen sind meistens unglücklich, weil sie nicht in der Lage sind, ihren Alltag zu organisieren.“ Aber: „Jeder hat seine eigene Form von Ordnung“, schränkt Frey ein. „Ich kenne viele Künstler, in deren Ateliers sieht es aus wie Kraut und Rüben. Aber sie wissen, wo alles ist.“ Marie Kondo schätzt Frey nicht besonders. „Sie ist eine Art Mutter- oder Lehrerinnen-Ersatz, die

den Leuten ihr System aufdrückt.“ Frey findet es besser, „wenn die Menschen frei und froh nach ihrer eigenen Ordnung leben, wie Friederike Mayröcker zum Beispiel“.

Die mit Preisen überhäufte Schriftstellerin stand zu ihrer Unordnung, ließ sich zwischen Büchern, Zeitungsstapeln und Körben voller Zettel fotografieren. Ihre Unordnung nannte sie in einem Interview „Hölle und Himmel“ zugleich. „Hölle, weil ich in meiner Unordnung, die sich inzwischen wie Efeu hinaufgerankt hat, bald nichts mehr finde. Eine Art Himmel, wenn ich arbeite und Texte gelingen.“

Was wohl Marie Kondo zur Unordnung der Friederike Mayröcker gesagt hätte? Michel Foucault hielt sie wahrscheinlich für eine Revolutionärin, die dagegen aufbegehrte, dass Ordnung Frauensache sein sollte, und die Besseres zu tun hatte, als Ordnung zu schaffen.

Interessanterweise sind die meisten Messies (80 Prozent) Frauen zwischen 40 und 50 Jahren. 1,8 Millionen Messies gibt es etwa in Deutschland. Das Syndrom ist noch wenig erforscht. In Amerika gilt pathologisches Horten als Krankheit, in Europa als Zwangsstörung. Sie wird mit einer Verhaltenstherapie und Antidepressiva behandelt.

Die Collyer-Brüder aus Harlem waren als Messis also eher Ausnahmen. Während die Polizei landesweit nach Langley Collyer fahndete, entrümpelten Arbeiter weiter das Haus. Und fanden nach mehr als zwei Wochen Langleys Leiche. Sie lag nur ein paar Meter entfernt von der Stelle, an der sein Bruder gefunden worden war. Langley war von alten Zeitungen und Gerümpel erschlagen worden, als er seinem Bruder Essen bringen wollte. Das Tablett lag neben ihm.

Noch heute, mehr als 75 Jahre nach ihrem Tod, müssen die Brüder als Warnung dafür herhalten, wie Unordnung außer Kontrolle geraten kann. Das „Vermüllungssyndrom“, das bei den Brüdern zu beobachten war, kann ein Anzeichen für eine psychische Erkrankung sein. Ob das bei ihnen der Fall war, ist strittig. Ihr Leben taugt allerdings nicht nur als Beispiel für Unordnung, die außer Kontrolle geraten ist. Sondern auch als Vorbild für etwas, das wichtiger ist als eine aufgeräumte Wohnung: Liebe. Aufopferungsvolle Geschwisterliebe. ✘



Kerstin Herrnkind ist ein großer Fan von Friederike Mayröcker. Ihr Lieblingsgedicht trägt den Titel „Was brauchst du?“